

Ethnopolitik

Landschaften sind nichts objektiv Gegebenes. Sie erschließen sich mit den darauf geworfenen Blicken, mit dem, was ins Auge fällt, mit dem, was in Erinnerung und Wiedererkennung übergeht. Landschaften können sich somit ergänzen, sie können ineinander verfließen, sich aber auch widersprechen oder im Extremfall sogar gegeneinander ankämpfen. In einer stringenten, linearen Analyse würden historische Durchdringungen, politische Marktplätze und ethnopolitische Mechanismen konkurrierende Erklärungsansätze darstellen. Ganz so, als wäre ein Ansatz richtiger oder erklärungs mächtiger als die anderen. Die hier angebotene Sichtweise verweist hingegen auf das Element der Perspektive. Es betont die Überlappung und die Möglichkeit von landschaftlichen Übergängen.

In einer solchen Sichtweise repräsentiert Ethnopolitik eine eigene Konfliktlandschaft im Südsudan. Mitunter korrespondiert sie mit transaktionalen politischen Mechanismen. Kaum je ist sie jedoch ohne die historische Institutionalisierung von Differenzen zu verstehen, die durch die kolonialistische Epoche überhaupt erst angestoßen wurde.

Ethnopolitik basiert auf der soziopolitischen Essentialisierung von Differenz. Das Erkennen einer solchen Differenz setzt wiederum vergesellschaftende Institutionalisierungsprozesse voraus, Prozesse, die allerdings abgerissen, segmentiert, fragmentiert bleiben. Nie ist Vergesellschaftung allumfassend und abgeschlossen. Dies wäre ein zutiefst totalitärer Prozess, der kein Außen akzeptieren könnte. Die plurale Gesellschaft ist deshalb immer Gesellschaft im Plural – Gesellschaften. Und doch liegt irgendwo am Weg soziopolitischer Institutionalisierung ein, die Referenz auf die marxistische Dialektik sei mir verziehen, doppelter qualitativer Umschlag. Ein Umschlag ist die auf ökonomischer und sozialer Ebene vollzogene Integration in eine unpersönliche, in ihrer Ausdehnung nur abstrakt erfassbare Meta-Gemeinschaft, ein weiterer die Anbindung an ein Amalgam aus politischer Institutionalisierung

und ideologischer Vision, den Nationalstaat. Wenngleich seine teleologische Fixierung irritiert, ist die von Max Weber (1922) angedachte Verbindung von Gesellschaft und Nationalstaat folgerichtig.

Die spezifische Problematik der abgerissenen südsudanesischen Vergesellschaftung ist ihr extern ausgelöster und angeschobener Charakter. Zwar werden verschiedenste im Gebiet des heutigen Südsudan lebende Gemeinschaften von Sklavenjagden arabischer Stämme in Mitleidenschaft gezogen. Ohne die durch die Kolonialherrschaft hergestellte Verbindung hätte dies jedoch nicht zur Herausbildung einer die einzelnen Gemeinschaften übergreifenden Identität geführt. Die kolonialistisch verankerte Unterscheidung zwischen den beiden Überidentitäten »Araber:innen« und »Afrikaner:innen« war letzten Endes nichts anderes als ein koloniales Herrschaftsinstrument. »The classification Arab vs African is an example of racial formation as a state practice in the Sudanese context.« (Jok, 2016: 10) Eine oft vergessene Konsequenz dieser abgerissenen Vergesellschaftung ist, dass erst sie überhaupt die unterschiedlichen Gemeinschaften in eine institutionelle Beziehung gesetzt hat. Durch die Formalisierung dieser institutionellen Beziehung, konkret durch die koloniale Verwaltung mit ihrer Systematisierung der »Indirect Rule«, wird die Basis für die Ethnopolitisierung geschaffen.

Der liberal verfasste Nationalstaat steht immer im Zentrum modernen politischen Denkens. Er ist, wie Joel Migdal (1988: 15) so richtig bemerkt hat, »part of our natural landscape«. Er bestimmt, warum eine plurale Sichtweise auf soziale Konflikte, ein Denken in Landschaften, für modern gepolte Analyst:innen unmöglich ist. Jede Form eines bewaffnet ausbrechenden Konfliktes ist ein Resultat eines mangelnden Nation-Building, oder sogar ein Weg dahin. »Derived from a strategic and somewhat parsimonious analysis of European history, this rational has been used to describe the dynamics of conflict all around the world. Yet it represents a reductionist logic, based on the understanding that violence is a biological imperative.« (Richmond, 2014: 33) Vielmehr ist es die Mission der Verstaatlichung selbst, die insbesondere ethnopolitisch kodierte Gewalt als Folge einer gesellschaftlichen Institutionalisierung auslöst.

Die historische Entwicklung und Konfiguration dieser Institutionalisierung erfuhren im südsudanesischen Fall besonders unglückliche Interventionen. Immer als Peripherie institutionalisiert, arbeiteten die kolonial wie postkolonial Herrschenden im heutigen Südsudan kontinuierlich daran, durch eine konkurrenzierende, segmentierte Integration der im designierten Territorium lebenden Gemeinschaften ihre Herrschaft abzusichern. Dies führte

nicht nur zu der Konfiguration des Südsudan als einem Staat in Fragmenten, es führte auch zu der hochproblematischen Konstellation, dass sich die in diesen Fragmenten entspannenden politischen Prozesse nicht zuletzt anhand der Fragen gemeinschaftlicher Identität institutionalisierten – und leider teilweise essenzialisierten.

Eine Frage der Diktion

Diese ethnopolitischen Gegebenheiten machen eine Benennung sozialer Gegebenheiten zu einer herausfordernden Aufgabe. Die offenkundige Falle besteht in der angesprochenen Essenzialisierung sozialer und kultureller Konfigurationen. Und gerade dies geschieht im südsudanesischen Kontext schnell und oft. Die Dinka. Die Nuer. Die Zande. Selbst aufgeklärt liberale Diskurse benutzen und befeuern derartige Denkweisen. Es ist unmöglich, ihnen zu entkommen. Auch in diesem Buch nicht. Ein derartiges Beispiel liegt schon in der Quantifizierung von Diversität. 65 Sprachen, 65 Gemeinschaften. Doch diese Zahl ist fluide. Der Wikipedia-Eintrag zu »Ethnic Groups in South Sudan« listet 63 derselben auf. Offizielle südsudanesishe Dokumente sprechen von 64 sogenannten »tribes«, also Stämmen. Der Nationality Act 2011 verwendet als Zuschreibung den hybriden Begriff der »indigenous ethnic communities of South Sudan«.

Die Fluidität von Zahlen und Begrifflichkeiten ist der Problematik inhärent. Im Gegensatz zur ordnenden Natur moderner Analyse ist Identität keineswegs klar und eindeutig: »the Sudanese popular notions of race are not based on phenotypes alone, and they are not fixed« (Jok, 2016: 3). Selbst bei den größten Gruppen gibt es Zweifel. Dinka? Nuer? Kommen die Dinka überhaupt aus dem Süden des Sudan? Entstammen gar die Nuer von den Dinka? Ein alter Text von Aidan Southall (1976: 463) gibt auf diese Frage die einzig mögliche Antwort: »the Nuer are not Nuer and the Dinka are not Dinka«.

Diese Aussage bezieht sich zunächst auf die historische Namensgebung von »Naath« für Nuer und »Jieng« für Dinka. Zugleich sind aber Unterschiede zwischen und Diversifizierung innerhalb dieser soziokulturellen Gruppierungen nicht dazu angetan, von einer binären Unterscheidung auszugehen. Bor Dinka, Twic Dinka, Bahr el-Ghazal Dinka. Ihre Dialekte unterscheiden sich, sind sich aber ähnlich genug für eine Verständigung. Wie auch von Nuer. »Natürlich verstehe ich Dinka«, erzählt meine Freundin Nyibol, aufgrund ihres Namens eindeutig als Nuer identifizierbar. »Der Unterschied ist nicht

so groß.« Oder, in der eigentümlichen Diktion der kolonialen Anthropologie erzählt: »Nuer and Dinka are too much alike physically and their languages and customs are too similar for any doubt to arise about their common origin.« (Evans-Pritchard, 1940: 3) Und dennoch: die Unterscheidung zwischen Dinka und Nuer hat sich in den vergangenen Jahrzehnten in einem Maße ethnopolitisiert, dass sie zu einer wesentlichen Triebkraft der südsudanesischen Gewaltkonflikte angeschwollen ist.

Dieser Prozess demonstriert die Funktionalität von Ethnopolitik in Kurzfassung: Es geht um die politische Instrumentalisierung von Unterschieden, die sich in weiterer Folge institutionalisiert. So fluide die Fixierung von Dinka- und Nuer-Identitäten letztlich ist, so wichtig ist es, sie zu kennen und über sie Bescheid zu wissen. Sie verleihen politische Positionalität, zum Teil ermöglichen sie sie erst. Und zugleich verkomplizieren diese Unterscheidungen jede Auseinandersetzung, die kritisch darauf bedacht ist, die Essenzialisierung von ethnopolitischen Größen im Widerstreit zu anderen Formen identitätspolitischer Vergesellschaftung nicht zu performieren.

Die in diesem Buch verwendete Diktion baut auf dem Begriff der Gemeinschaft auf, in bewusstem Gegensatz zu einem sozioökonomischen Prozess der Vergesellschaftung, der sich im Südsudan ohnehin nur in Fragmenten vollzogen hat. Gemeinschaft ist kein simpler Begriff, lässt er sich doch auf sprachlich und kulturell abgrenzbare größere ethnopolitischen Gruppen wie Dinka, Nuer oder Zande, Bari oder Murle nicht einfach unreflektiert anwenden. Es gibt keine Gemeinschaft der Dinka, sehr wohl aber Dinka-Gemeinschaften. Vielleicht würde es analytisch Sinn ergeben, von einer Dinka-Gesellschaft zu sprechen. Das würde freilich weitreichende Annahmen voraussetzen, die die soziologische und historische Analysetiefe dieser Arbeit übersteigen.

Cherry Leonardi (2015: 22) weist darauf hin, dass sich die »oral history« von Gemeinschaften nahezu immer auf Migrationsbewegungen bezieht. Gemeinschaft wird am ehesten in Klan-Strukturen gedacht, in Familienverbänden, die derartige Migrationen gemeinsam unternehmen. Ethnische Zuordnungen, die in institutionalisierte Differenzen übergehen können, entwickeln sich erst in Bezug auf ein spezifisches Territorium, »so that a ›tribe‹ like the Mundari was made up of various groups of immigrants to a particular territory« (ebd.).

Dementsprechend sind ethnische Selbstbezeichnungen unüblich. Vielmehr sind die später durch koloniale Verwaltungspraxis und Anthropologie entwickelten Namensgebungen das Produkt ganz profaner Begriffe. Die Dinka-Eigenbezeichnung »Jieng« und der Nuer-Eigenname »Naath« be-

deuten mehr oder minder ähnliches, Menschen oder Leute. Eine daraus abgeleitete Nomenklatur von Eigennamen entwickelt sich erst durch die koloniale Anthropologie, deren Aufgabe unter anderem darin besteht, für das möglichst effiziente Funktionieren der Kolonialverwaltung unabdingbare soziokulturelle Unterschiedlichkeiten zu benennen und zu objektivieren. Zugleich können solche Fremdbezeichnungen ein weites Feld von Beziehungen abdecken. So kennt die Sprache der Murle, wie schon kurz ausgeführt, keine Unterscheidung zwischen »Fremden« und »Feinden«, beide sind »moden« (Arensens, 1964: 1).

Eine ethnopolitische Verortung setzt gemeinsame Institutionalisierungen voraus. Diese waren vor den zuvor beschriebenen Durchdringungen, die auf eine rudimentäre Vergesellschaftung hinwirken, nicht gegeben. Eine komplexere Identitätsfragen aufwerfende subjektive Positionalität jenseits einer pragmatischen Einteilung in ein enges, nicht mit der heutigen ethnopolitischen Konfiguration zu verwechselndes »wir« und »die anderen« ist also vergleichsweise jungen Datums. Dennoch fokussieren selbst konstruktivistische Interpretationen von Ethnizität im afrikanischen Kontext (etwa Roessler, 2016: 48–49) oftmals mehr auf Kontinuität und Ähnlichkeit denn auf kontinuierliche Wandlung und Differenz. »Sociologically, ethnicity's attributes of common descent, including dense social connections [...] and shared norms that are passed down from generation to generation.«

Doch diese Weitergabe von Generation zu Generation geht nicht so weit, wie die Formulierung vermuten lassen würde. Großväter heute älterer Südsudanesischen haben noch eine Zeit vor der verankerten ethnopolitischen Typologisierung erlebt. Die allzu oft routinemäßig lange zurückreichenden Traditionen zugerechneten »ethnischen Konflikte« sind in den meisten Fällen jüngerer Herkunft und haben sich zum Teil überhaupt erst im Zuge der Bürgerkriege entwickelt.

Meine Entscheidung, für den vorliegenden Band auf den Begriff von Gemeinschaft zurückzugreifen, ist vor diesem Hintergrund zu verstehen. Gemeinschaft hat als Begrifflichkeit zwei weitere Vorteile. Erstens steht der Begriff im expliziten Gegensatz zu Gesellschaft. Dies ist im südsudanesischen Kontext eine nicht zu unterschätzende Aussage, die die meines Erachtens wenig hilfreiche analytische Feststellung konterkariert, wonach der Südsudan durch eine gespaltene oder fragmentierte Gesellschaft gekennzeichnet wäre. Vielmehr würde ich behaupten, dass ein erfolgreicher Prozess der Vergesellschaftung nie vollzogen wurde, es also gar keine südsudanesische Gesellschaft gibt, der solche problematische Attribute umzuhängen wären. Vielmehr war

und ist Vergesellschaftung fragmentarisch verlaufen. Statt von einer fragmentierten Gesellschaft wäre es daher zweckmäßiger, von gesellschaftlichen Fragmenten zu sprechen.

Zweitens eröffnet der Begriff der Gemeinschaft die Möglichkeit von Zuschreibungen, die ethnopolitische Kategorien in ihrer empirisch auftretenden Form, anhand real existierender, Klan-artiger Netzwerke beschreibt, ohne sie zu essenzialisieren. Denn natürlich sind im gegenwärtigen politischen Kontext Zuschreibungen wie Dinka, Nuer oder, wie beim derzeitigen Oberkommandierenden der SSPDF, Acholi, von Belang. Die beständige Reflexion des fluiden, in permanenter Rekonstruktion befindlichen Charakters derartiger Zuschreibungen ist aber unumgänglich. Die folgenden beiden Vignetten, die Ausschnitte aus der ethnopolitischen Konfliktlandschaft bieten wollen, unterstreichen das in aller Deutlichkeit.

Dinka-Dominanz?

Das Narrativ einer angeblichen Dominanz der Dinka, vor allem der Dinka-Gemeinschaften aus Bahr el-Ghazal, ist ein langjähriger Vorhalt gegenüber der SPLM/A. Doch das Narrativ ist älter. Schon während der Zeit des Addis Ababa Agreement und der Auseinandersetzungen zwischen der von Equatorians dominierten Anya-nya und den den Süden repräsentierenden Politikern in Khartum, die zumeist aus den nördlichen Regionen stammen, kommt es erstmals zu derartigen Vorwürfen (Rolandsen und Daly, 2016: 95). In der späteren Phase des Krieges steht die SPLM/A-Führung nahezu permanent unter dem Verdacht, in erster Linie eine Dinka-Agenda zu verfolgen. Deren ethnopolitische Komposition rund um den aus Jonglei stammenden Twic Dinka John Garang oder den aus Gogrial stammenden Awan-Chan Dinka Salva Kiir trägt zu diesem Bild bei. Die Spaltung der Organisation durch den Nasir-Split im Jahr 1991, während der der Dok Nuer aus Unity State, Riek Machar, versucht, eine ethnopolitisch argumentierte Nuer-Shilluk-Allianz gegen die Dinka-Führung zu etablieren, verstärkt und verstetigt dieses Image. Nachdem die im Zuge des Nasir-Split aufbrechenden Spannungslinien in den folgenden Jahrzehnten nicht mehr transzendiert werden konnten, ist die Einstellung der Nuer-Gemeinschaften zur heutigen SPLM überwiegend distanziert.

Diese Distanziertheit darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass es Machar und seinen verschiedenen organisatorischen Vehikeln nie gelingt, eine ethno-